

(Nachdruck verboten.)

107

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Mit Ausnahme zweier junger Herren, die von den Damen eingeladen worden waren, war nur die Familie beisammen. Miß Mary saß neben ihrem Vater, vorn auf dem Boot, und sah sehr schön aus in ihrem blau und weißen Kleide. Peggys schwarzes Haar sah schwärzer aus denn je, unter dem weißseidenen Sonnenschirm, mit dem sie fortwährend hin und her winkte, während sie auf dem Wagen aufrecht dastand, zu allen sprechend und rufend, bis der „Alte“ ihr ärgerlich befahl, sich hinzusetzen, da er abfahren wollte. Da ließen William und der Kutscher die Köpfe der vorderen Pferde los, ließen neben ihnen her und schwangen sich dann plötzlich auf ihre Plätze hinauf. Auch Mr. Leopolds kleines, gelbes Gesicht sah man im Vorbeifahren zwischen den Kisten, Kasten und Regenmänteln, die das Innere der Kutsche anfüllten.

„O! wie schmucl sah William aus in seiner prachtvollen neuen Livree! Jeder fand das — Sarah, Margarete und Miß Grover! Wie schade, daß Sie ihn nicht gesehen haben!“

Mrs. Latch gab hierauf keine Antwort, und es fiel Esther ein, wie verhaßt der alten Frau die Livree ihres Sohnes war; es that ihr leid, daß sie die Worte gesprochen hatte; denn, dachte das Mädchen, vielleicht wird sie mich nun noch weniger leiden können als zuvor.

Mrs. Latch bewegte sich mit schnellen, kurzen Schritten in der Küche hin und her, bald öffnete sie den Backofen, bald schloß sie ihn wieder, dann blickte sie zum Fenster hinaus. Da sie die andren Diensthofen dort noch stehen sah und sicher war, von ihnen nicht gehört zu werden, sagte sie:

„Glauben Sie, daß er viel auf dieses Rennen gesetzt hat?“

„O, Mrs. Latch, wie kann ich das wissen? Aber das Pferd wird ja ganz gewiß gewinnen.“

„Ganz gewiß gewinnen! Die Worte habe ich früher auch schon gehört: die Pferde gewinnen immer ganz gewiß. Also Sie sind auch schon ganz so geworden, wie die andern hier!“ und sie richtete sich steif empor.

„O, ich weiß wohl, daß es unrecht ist, zu wetten, aber was kann ein armes Mädchen wie ich dagegen thun? Und hätte William mir nicht so sehr zugeredet, so hätte ich das Los neulich auch nicht genommen.“

„Mögen Sie den William denn so gern?“

„Er ist sehr gut zu mir gewesen; sehr gut — damals, als —“

„— ich böse war; ja, ich weiß es, ich war im Anfang recht schlecht auf Sie zu sprechen; aber Sie wissen ja nicht, warum. Ich hatte damals viele Sorgen, und ich konnte nicht — aber Sie sind mir deshalb doch nicht böse? Ich werde es wieder gut machen, wahrhaftig. Sie sollen bei mir kochen lernen.“

„O, Mrs. Latch, wirklich?“

„Ja, ja; als Sie neulich abends mit ihm spazieren gingen, hat er Ihnen da erzählt, ob er viel auf das Pferd gesetzt hat?“

„Er sprach viel von dem Rennen, natürlich, das thun ja alle, aber er hat mir nicht gesagt, wieviel er gesetzt hat.“

„Natürlich nicht, das thun sie nie. Bitte, sagen Sie ihm nicht, daß ich Sie danach gefragt habe.“

„O nein, Mrs. Latch, ich verspreche es Ihnen.“

„Es würde ja doch nichts nützen; er würde nur böse werden, böse auf mich; ich fürchte, jetzt ist es überhaupt schon zu spät; wenn sie erst einmal damit angefangen haben, dann ist es gerade so, wie mit dem Trinken. Ich wünschte, er wäre verheiratet, dann würde er es vielleicht bleiben lassen. Verheiratet mit einer Frau, die Einfluß auf ihn hätte, mit einer starken, klugen Frau. Ich habe manchmal schon gedacht, daß Sie vielleicht so eine wären.“

In diesem Augenblick betraten Sarah und die Grover plaudernd die Küche. Sie fragten Mrs. Latch, wie bald sie ihr Mittag bekommen könnten; je eher, um so lieber wäre es ihnen, denn die „Heilige“ hatte ihnen erlaubt, heute auch auszugehen, und sie brauchten vor acht Uhr nicht zurück zu sein. Die „Heilige“ wäre eine ganz famose Herrin, sie brauchte heute keinen einzigen zur Bedienung, hätte sie gesagt, sie würde sich selbst ihr Frühstück vom Eßzimmer holen; wahr-

haftig, solch 'ne Dame fände man nicht oft. Mrs. Latch sagte Esther, sie solle sich mit dem Essen sputen, und um ein Uhr waren sie alle damit fertig. Sarah und Margarete wollten nach Brighton fahren, um Einkäufe zu machen. Die Grover wollte nach Borthing gehen, um den Nachmittag bei der Frau eines Beamten der Brighton and South Coast-Eisenbahn zuzubringen. Mrs. Latch ging in ihr Zimmer hinauf, um ein Schläfchen zu machen. Es wurde einsamer und einsamer in der großen Küche; Esther nähte, die Arbeit fiel ihr aus der Hand und sie dachte nach, was sie wohl thun könnte, um sich auch ein wenig zu amüsieren.

Sie beschloß, an den Strand hinabzugehen. Sogleich setzte sie ihren Hut auf; sie hatte das Meer seit ihren Kinderjahren nicht mehr gesehen, aber noch konnte sie sich die Erinnerung an die mächtigen Schiffe, die in den Hafen einliefen, während Segel auf Segel fiel, und an die ebenso mächtigen Schiffe, die aus dem Hafen herausglitten, während Segel auf Segel stieg, und der Wind sich in ihnen versing und sie vorwärts trieb, wachrufen.

Sie überschritt eine mit steifschwänzigen Löwen dekorierte Gängebrücke, die sich über den verschilften Fluß spannte. Sie ging über eine lange Strecke Wiesenland und kletterte dann den Dammbau hinauf; da lag das Meer vor ihr, still, leise murrend wie ein gefangenes Raubtier. Die Sonne am Himmel schien mit der Blut eines Backofens herab, und unter einem halbverfallenen Badehaus guckten Seerosen hervor. Esther liebte das Meer, aber hier schien es ihr einsam und still, wie ein Gefängnis. Sie blickte an dem öden, baum- und strauchlosen Ufer entlang, an dem sich eine endlose Kette kleiner Städtchen hinzog, und plötzlich flogen ihre Gedanken unwillkürlich zu William hin. Sie mußte an jenen Abend denken, an dem sie mit ihm hier spazieren gegangen war; jeder Augenblick stand deutlich vor ihrer Seele; von dem Moment an, da sie ihn kommen sah, bis zu dem Augenblick, da sie in der Stille des Abends Arm in Arm vor den Stallgebäuden standen und horchten, wie Silberschwanz sich von Zeit zu Zeit bewegte. William hatte ihr erklärt, wie sie, wenn das Pferd siegte, sieben Schillinge gewonnen haben würde. Sie wußte jetzt schon, daß William sich nichts aus Sarah machte, und das Bewußtsein, daß er sie gern hatte, hatte ihrem ganzen Leben eine höhere Bedeutung und ein deutlicheres Ziel gegeben. So in ihrem Traum versunken, sah sie da — der Traum wurde undeutlicher — verschwamm mehr und mehr — und entschwand endlich gänzlich, als sie in Schlaf versank. —

Als sie die Augen öffnete, sah sie über sich am Himmel ganze Herden weißer Schäfchenwolken vorüberziehen; sie verfolgte sie mit den Augen und bemerkte, wie sie gegen Westen zu sich rosiger zu färben begannen. Nicht weit entfernt von ihr sah sie die Gestalt einer großen, melancholisch aussehenden Frau sitzen. Sie kam ihr bekannt vor. Esther stand auf und näherte sich ihr.

„Guten Abend, Mrs. Manda!“, sagte sie und freute sich, jemand gefunden zu haben, mit dem sie reden konnte. „Ich habe hier ein wenig geschlafen.“

„Guten Abend, Fräulein, Sie sind aus Woodview, nicht wahr?“

„Ja, ich bin das Küchenmädchen dort; die andren sind heute alle zum Rennen gefahren. Es gab heute nichts bei uns zu thun, deshalb kam ich hierher.“

Zuerst antwortete Mrs. Manda gar nicht; dann sagte sie, es sei ein schöner Tag für Woodwood. Esther meinte das Gleiche, und wieder schwiegen beide.

Mrs. Mandals Lippen bewegten sich leise, als wollten sie etwas sagen — aber sie sprach nicht und erhob sich bald darauf.

„Ich glaube, es muß bald Zeit zum Thee sein; ich muß nach Hause; wenn Sie keine Eile haben, nach Woodview zurückzukommen, könnten Sie ja vielleicht mit mir kommen Thee trinken?“

Esther war ganz erstaunt über diese Herablassung, und die beiden Frauen schritten schweigend nebeneinander her, über die Wiesen hinweg, die zwischen dem Meeresufer und dem Fluße lagen. Ueber die lange, dünnbeinige Brücke waren Züge vorübergerast und hatten gleichsam so etwas wie den Hauch einer Stunde aus Woodwood zurückgelassen; und Mrs.

Randal, als hätte sie Furcht vor den Nachrichten, die sie erhalten würde, sagte, als sie die Thür ihres Häuschens aufschloß:

„Jetzt ist dort schon alles entschieden! Die Leute in jenen Bügen wußten ganz genau, wer gesiegt hat.“

„Ja,“ sagte Esther, „die wußten es, und mir ist es gerade so, als ob ich es auch wüßte. Ich bin überzeugt, daß Silberschwanz gewonnen hat.“

Mrs. Randal's Häuschen sah von innen genau so kläglich aus, wie sie selbst. Die Möbel waren spärlich und hatten gleichsam ein vereinsamtes und hungriges Aussehen. In der Zuckerdose befanden sich noch ein paar Zuckerrübe. Mrs. Randal sah aus, als wollte sie jeden Augenblick zu weinen anfangen. Als sie den Theetisch deckte, ließ sie einen Teller fallen, sie stand dann da und betrachtete die Scherben mit wehmütiger Miene; als Esther um einen Theelöffel bat, brach sie endlich völlig zusammen.

„Ich kann Ihnen keinen Löffel geben,“ stöhnte sie. „Das hatte ich ja ganz vergessen; oh, ich durfte Sie nicht zum Thee zu mir einladen!“

„Aber, Mrs. Randal, das thut ja gar nichts, es geht ja auch so, ich kann meinen Thee mit irgend etwas umrühren, geben Sie mir eine Stricknadel.“

„Nein, ich hätte das nicht vergessen dürfen; ich durfte Sie nicht zum Thee einladen; aber ich war so traurig und es war so einsam hier im Hause, ich konnte es kaum mehr ertragen; während ich zu Ihnen sprach, brauchte ich wenigstens einmal nicht zu denken, und ich wollte nicht mehr denken, bevor das Rennen vorüber war; wenn Silberschwanz verloren hat, sind wir vollständig ruiniert. — Was dann aus uns werden soll, ich weiß es nicht. . . . Fünfzehn Jahre lang ertrage ich das nun schon. In guten Zeiten habe ich stets so wenig wie möglich verbraucht; und in schlechten Zeiten fast gar nichts; ich habe lieber gehungert und entbehrt; aber was waren selbst die schlimmsten Entbehrungen im Vergleich mit der ewigen peinigenden Angst! . . . Die Angst, zu sehen, wie er hereinkommt. . . mit totenbleichem Gesicht. . . und wie er sagt: „Um ein Haar hätte er gesiegt!“ oder: „Wenn er nicht im letzten Augenblick zusammengebrochen wäre, er hätte bestimmt gewonnen!“ . . . Ich wußte wohl, daß es meine Pflicht als gute Frau war, ihm stets zur Seite zu stehen und ihn zu trösten; und wenn er mir sagte: „Ich habe heute den Lohn eines ganzen halben Jahres verloren, und weiß nun nicht, wie wir durchkommen sollen,“ so habe ich stets mein möglichstes gethan, um uns über Wasser zu halten. . . Ich habe zehntausendmal mehr ertragen, als ich Ihnen hier so schnell erzählen kann! . . . Wer kann alle die Leiden der Frau eines Spielers überhaupt erzählen! . . . Wie, meinen Sie, war mir wohl zu Mute, als ich einmal mitten in der Nacht von ihm aus dem Schlaf geweckt wurde mit den Worten: „Ich kann nicht sterben, Annie, ohne dir Adieu zu sagen!“ . . . „Ja, das ist mir passiert; . . . das war damals, als Harlequin beim Liverpoolcup geschlagen wurde. . . „Meine einzige Hoffnung ist,“ sagte er damals, „daß es dir möglich sein wird, euch über Bord zu halten. Ich weiß, der „Alte“ wird für euch thun, was er kann; aber auch er hat furchtbare Verluste gehabt, und kann nicht viel machen. Du mußt nicht zu schlecht von mir denken, Annie, aber ich habe wirklich viel ausgehalten; nun kann ich nicht mehr, und das beste, was ich noch für euch thun kann, ist, für immer zu verschwinden.“ . . . Ja, so sprach er. . . nicht wahr, das ist hübsch, wenn man von seinem Mann so was in der dunklen Nacht ins Ohr gesagt kriegt! . . . Es blieb mir keine Zeit, nach dem Doktor zu schicken; ich sprang rasch aus dem Bett, machte Feuer, setzte Wasser zum Kochen auf und nötigte ihn dann, mehrere Gläser heißes Salzwasser zu trinken, so lange, bis er das Laudanum wieder von sich gegeben hatte.“

Esther hörte der traurigen Geschichte zu und mußte an den kleinen Mann denken, den sie Tag für Tag sah, stets so ernst, so ordentlich, so nüchtern und melancholisch; dem man weiß Gott nicht anjah, daß er derartig Erschütterndes erlebt haben konnte. Und der machte solche Streiche!

„So lange ich nur an mich zu denken hatte,“ fuhr die Frau fort, „war es mir ziemlich gleichgültig! Nun aber wachsen die Kinder heran; daran sollte auch er denken, Gott allein weiß, was aus ihnen werden wird! . . . John wäre der beste aller Männer, wenn er nicht diesen einen Fehler hätte; aber er kann dem Wetten ebensowenig widerstehen, wie der Säufer der Schnapsflasche!“

Blötzlich drang ein heiserer Ruf an ihre Ohren:

„Der Sieger . . . der Sieger . . . beim Stewardscup! . . . beim Stewardscup!“

(Fortsetzung folgt.)

Nette Gesellschaft!

Von E. G. Gluck. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

(Nacht Uhr morgens. Herr Alcide Plouffot und seine Gattin, Madame Josephine Plouffot, stürzen nach dem Bahnhof von Bois-des-Champs, einer kleinen Stadt östlich von Paris.)

Plouffot: „Wir laufen ganz umsonst! Unser Zug ist doch schon längst fort!“

Madame Plouffot: „Das glaube ich nicht. Die Züge verspäten sich immer!“

Plouffot (mit einer Bestimmtheit im Ton, wie sie allein langjährige Erfahrung verleiht): „Sie verspäten sich immer, wenn man auf sie wartet. Verspätet man sich aber selbst einmal, so . . . Eine nette Gesellschaft, Josephine!“

Madame Plouffot (außer Atem): „Ich kann nicht mehr!“

Plouffot: „Was gilt die Wette, daß der Zug heute pünktlich eintrifft?“

(Schimpfend und fluchend langen sie auf dem Bahnhof an. Als Herr und Frau Plouffot den Bahnsteig betreten, zeigt die Uhr 8,10, aber der Zug 8,05 ist noch nicht gemeldet.)

Madame Plouffot (triumphierend): „Siehst Du, daß ich recht hatte? Der Zug ist noch nicht da!“

Plouffot: „Eine nette Gesellschaft! Sei versichert, die Verspätung erfolgt nicht uns zuliebe!“

Madame Plouffot: „Auf alle Fälle, da diese Verspätung uns einen guten Dienst erweist, dürfen wir uns dieses Mal nicht beklagen.“

Plouffot: „Doch! Wir müssen trotzdem protestieren! Des Princips wegen! (Sich an einen Bahnarbeiter wendend): Wird der Zug nun bald kommen?“

Der Bahnarbeiter: „Ich glaube, er hat fünfzehn Minuten Verspätung.“

Plouffot (böse): „Sie glauben! Sie glauben! . . . Das müssen Sie wissen!“

Der Bahnarbeiter: „Aber, mein Herr . . .“

Plouffot: „Schon gut! Kennen wir schon! Ihr seid alle einer wie der andre. Wenn es darauf ankommt, dem Publikum klare, präcise Auskunft zu geben . . . Ihr kümmert Euch den Teufel um Publikum!“

Der Bahnarbeiter entfernt sich achselzuckend.

Plouffot (wütend): „Da soll man sich nicht ärgern! Versieht sich ein Kerl drei Frank täglich und behandelt die Reisenden, von denen er lebt, so von oben herab, als ob . . . Wenn ich mal etwas bei der Regierung zu sagen hätte . . . Ich würde diesen Herren schon zeigen, was ihre Pflicht ist. Ich würde sie schon aufrütteln, wahrhaftig!“

(In diesem Augenblick fährt die Lokomotive, leuchtend und schnaufend wie eine dicke, asthmatische Dame, in die Halle ein.)

Plouffot (zu seiner Frau): „Schnell! Einsteigen! Hier! Das trifft sich gut — mit uns ist das Coupé gerade voll.“

(Sie hetzern hinein. Die schon darin sitzenden Reisenden werfen ihnen wütende Blicke zu.)

Eine massiv gebaute Dame (widerwillig Platz machend): „Mein Gott! Wie eng diese Coupés sind!“

Plouffot (sehr liebenswürdig): „Das Wagenmaterial ist in der That erbärmlich! Pardon, Madame, Sie sitzen auf meinem Ueberzieher.“

Ein junger Mann, der sehr gelehrt aussieht: „Nur die Franzosen können sich so etwas gefallen lassen. Ich habe Deutschland und England bereist . . . Ja, dort ist es ein Vergnügen, auf der Eisenbahn zu fahren! Dieser Komfort! Diese Bequemlichkeit!“

Ein delorierter Herr: „Oh! . . . Das Ausland hat auch seine Schattenseiten. Aber das ist eine Eigentümlichkeit unserer Nation, daß uns beim Nachbarn alles besser gefällt als bei uns selbst!“

Der junge Mann, der sehr gelehrt aussieht: „Trotzdem behaupte ich . . .“

Plouffot (lebhaft unterbrechend): „Ich bin vollständig Ihrer Meinung, mein Herr! (Den delorierten Herrn fixierend): Ich bin ein ebenso guter Patriot wie irgendeiner, aber ich scheue mich nicht, offen zu erklären: Wir Franzosen sind doch noch sehr rüchständig!“

Ein junger Mann, der etwas zu sein scheint: „Den besten Beweis dafür liefert diese Eisenbahn. Unser Zug hat genau sechs Minuten gebraucht, um von Bois-des-Champs bis nach Jaseville zu fahren.“

Plouffot: „Sechs Minuten statt dreil!“

Das ganze Coupé im Chor: „Eine nette Gesellschaft!“

(Der Zug hält in Jaseville. Reisende öffnen die Thüre, aber die massiv gebaute Dame scheucht sie durch ein energisches, unwilliges: „Beseht, mein Herr! . . . Alles beseht!“ zurück. Ein Pfiff — der Zug setzt sich bereits wieder in Bewegung, als noch im letzten Moment ein dicker, apoplektischer Herr ins Coupé stürzt.)

Das ganze Coupé (in rührender Einmütigkeit): „Beseht!“

Der apoplektische Herr (zaudert einen Augenblick, entschließt sich dann aber zu bleiben): „Wissen Sie, ich lege keinen

befonderen Wert darauf, hinauszuspringen und bei der Gelegenheit ein Wein zu brechen . . .

Die massiv gebaute Dame (ärgertlich): „Sehr angenehm, unter solchen Verhältnissen zu reisen!“

Der apoplektische Herr: „Wenn die Eisenbahn-Gesellschaft eine genügende Zahl Waggons 2. Klasse eingestellt hätte, würde ich Ihnen mit meiner Benignität nicht lästig fallen. Ich bitte also um Entschuldigung.“

Der deforierte Herr: „Diese Waggons befinden sich in einem Zustand . . .!“

Eine Dame: „Sie werden nie gefegt!“

Madame Blouffot: „Und die Fensterseiben! Glauben Sie, daß es jemand irgendwann einmal einfällt, sie zu putzen?“

Das ganze Coupé (im Chor): „Eine nette Gesellschaft!“

(Pause.)

Der junge Mann, der sehr gelehrt aussieht: „Sehen Sie bloß! Hier hängt eine Tafel mit einer Inschrift, die geradezu ironisch klingt: „Aus hygienischen Gründen ist es verboten, auf die Teppiche zu spucken.“ Wo sind die Teppiche?“

Blouffot: „Hier natürlich nicht. In der 1. Klasse freilich . . .“

Der apoplektische Herr: „In der 1. Klasse . . . Natürlich! Da hätte ich einsteigen sollen. Ich bin wirklich dumm. Natürlich! Das war mein gutes Recht. Wenn die 2. Klasse besetzt ist, steigt man eben in die 1. Es ist mehr als Gutmütigkeit von mir, daß ich es nicht getan habe. Jetzt bedaure ich es! Hier genieere ich einen jeden und fühle mich selbst im höchsten Grade geniert! Diese abscheulichen Waggons sind so niedrig, daß ein mittelgroßer Mann kaum aufrecht . . .“

(In diesem Augenblick wirft ein plötzliches Schwanken des Zuges die Reisenden über- und durcheinander.)

Der apoplektische Herr (auf die massiv gebaute Dame fallend): „Ahl! Pardon, Madamel!“

Die massiv gebaute Dame: „Sie haben mir meinen Hut total zerdrückt!“

Der apoplektische Herr: „Ich bin untröstlich.“

Die massiv gebaute Dame: „Untröstlich oder nicht — mein Hut ist kaputt! Wären Sie nicht ins Coupé gestiegen, wäre so etwas nicht passiert! Eine Idee, im Coupé zu stehen!“

Der apoplektische Herr: „Na, wissen Sie, ich hätte absolut nichts dagegen, mich zu setzen.“

Die massiv gebaute Dame: „Sie hätten bleiben sollen, wo Sie waren, das Coupé war voll. (Ihm halb den Rücken zulehrend.) Wirklich, es giebt Leute, die sehr wenig Bildung besitzen!“

Der apoplektische Herr: „Aber Madamel!“

Die massiv gebaute Dame (dreht ihm vollends den Rücken zu).

(Pause.)

Die massiv gebaute Dame: „Gerechter Gott!“

Alle: „Was haben Sie?“

Die massiv gebaute Dame: „Wir sind ja . . . Dreizehn!“

Blouffot: „Sie glauben an Unglückszahlen?“

Die massiv gebaute Dame: „Ja, mein Herr. Sie thun sehr unrecht, darüber zu lächeln.“

Der deforierte Herr: „Ich glaubte, die Zahl 13 bringt nur bei Tisch Unglück?“

Die massiv gebaute Dame: „Sie bringt überall Unglück! . . . Wegen dieses Herrn da muß einer von uns in diesem Jahre sterben.“

Der apoplektische Herr: „Reinetwegen? Aber Madamel . . .“

Die massiv gebaute Dame: „Allerdings, Ihreinetwegen! Sie ungebildeter Mensch! . . .“

Der apoplektische Herr: „Erlauben Sie, Madamel . . . Sie waren dreizehn, bevor ich ins Coupé stieg. Jetzt sind wir vierzehn.“

Die massiv gebaute Dame: „???“

Der apoplektische Herr: „Ganz einfach: Sie zählen für zwei!“

Die massiv gebaute Dame (wütend): „Unverschämtheit!“ (Sie dreht ihm wieder den Rücken zu und vertieft sich in die Betrachtung der Landschaft. Unterdrücktes Gelächter. Dann Schweigen, das während der weiteren Fahrt nicht mehr unterbrochen wird. Endlich hält der Zug in Paris.)

Das ganze Coupé: „Na natürlich! 32 Minuten Ber-spätung! Eine nette Gesellschaft!“

(Jeder bemüht sich, möglichst als erster Coupé und Bahnsteig zu verlassen.)

Madame Blouffot (im Augenblick, da sie ihr Billet an der Kontrolle abgeben soll): „Ahl! Mein Gott! Man hat mir das Portemonnaie gestohlen!“

Blouffot: „So machst Du's immer!“

Madame Blouffot: „Ist das vielleicht meine Schuld?“

Der Beamte: „Ihr Billet, Madamel?“

Madame Blouffot: „Mein Herr, ich hatte es in meinem Portemonnaie, und das hat man mir gestohlen.“

Der Beamte: „Tut mir leid, aber Sie müssen zahlen.“

Madame Blouffot (entriistet): „Das ist aber doch zu Kar! Wie? Man bestiehlt mich und ich soll noch . . .?“

Blouffot (sehr würdig): „Streite Dich nicht mit diesem Menschen. (Zum Beamten.) Da! Hier haben Sie Ihre 9 Sous. Wir kommen aus Bois-des-Champs.“

Madame Blouffot: „Eine nette Gesellschaft, das muß ich sagen! Wir wollen uns beschweren.“

Blouffot (bitter): „Was nützt das? (Zu den Umstehenden, welche aufmerksam werden.) Was kann man von einer Gesellschaft erwarten, die in ihren Coupés Gauner duldet? Das Beste ist — man schweigt.“

(Nach diesen pathetischen Worten bietet Herr Blouffot seiner Gattin den Arm, und das Paar entfernt sich würdevoll.)

Kleines feuilleton.

— Die Glarner Freiberge. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus der Schweiz geschrieben: Wenn die Schweizer Alpen noch ziemlich stark mit Gemsen bevölkert sind, so hat man das nicht etwa den für die Tiere günstigen Jagdverhältnissen oder dem Mangel an Wilderern zu verdanken. Gewildert wird im Schweizer Hochgebirge nicht weniger als in Tirol und in den bairischen Alpen, und dieses Jagdsystem ist für eine schrankenlose Ausrottung unsres Hochwildes wie geschaffen. Die Schweizer Alpen wären denn auch heute wahrscheinlich so ziemlich des Wildes entblößt, wenn man nicht beizeiten durch die Bestimmung von Freibergeren und Wanngebieten dem Hochwilde gesehlich geschützte Zufluchtsstätten bereitet hätte. Wir haben eine größere Zahl derartiger Wannbezirke im schweizerischen Hochland und eine im großen und ganzen tüchtige Aufsicht sorgt dafür, daß in diesen Freibergeren nicht gejagt wird. So herrscht denn in allen Freibergeren ein starker Wildstand, der viel zur Wiederbevölkerung umliegender Jagdgebiete beiträgt. In erster Linie gebührt dem Kanton Glarus die Ehre, dem Hochwilde in seinen Grenzen eine sichere Heimstatt geschaffen zu haben. Der große Glarner Freiberge im Gebiete des Kämpfstocks ist das älteste Wanngebiet der Schweiz, denn er ist schon im Jahre 1569 gesehlich und uraltdlich festgesetzt worden und seither hat die Landgemeinde jeden Versuch, das Kämpfgebiet für die Jagd zu öffnen, konsequent zurückgewiesen. Heute leben denn auch im Glarner Freiberge nach neuester Schätzung 1500 Gemsen und über 1000 Murmeltiere. Der Freiberge hat auch seine interessante kulturgeschichtliche Seite. Durch obrigkeitliche Verordng war früher festgesetzt, daß jedem Hochzeiter aus dem Freiberge zwei Gemsen als Hochzeitsgeschenk gegeben werden müssen; diesem Brauche wurde sehr eifrig nachgelebt und die Hochzeiten fanden denn auch im Glarnerlande mit Vorliebe im Herbst statt. Ferner hat auch der Landmann und sein Stellvertreter, der Landesstatthalter, jedes Jahr Anspruch auf eine Gemse aus dem Freiberge und das gleiche Recht besaß aus nachbarlicher Freundschaft der Bürgermeister von Zürich. „Jedem Hochzeiter“, heißt es in einer alten Urkunde, „der vor Rat anhält, werden zwei Gamstier aus dem Freiberge gegeben, der Schüz hat das Fell. Ein Landmann und Statthalter haben jeder das Recht, jährlich o^{ch} eines schießen zu lassen. Freibergerjägden sollen acht sein, sechs evangelische und zwei katholische.“ Diese „Freibergerjägden“ mußten vor versammeltem Rate feierlich versprechen und schwören, nicht mehr zu schießen, als ihnen erlaubt war, und „in Summa den Nutzen des Freibergs zu fördern, dessen Schaden zu wehren und zu wenden, bestmöglichst treu und ungeschädlich.“ Auf die Wilderei waren strenge Strafen gelegt: „So jemand in den Freibergeren gefährlicher Weise schießen erkundet wurde, der soll ein Tag und Nacht in die böse Gefangenschaft gelegt und mit Wasser und Brot gespeissen werden, auch sein Leben lang keine Büchs mehr in das Gebirg tragen beim Eid und 50 Kronen zur Buß geben.“ So streng geht man heute allerdings nicht mehr ins Zeug; aber hohe Geldstrafen werden auch in unsrer Zeit ausgesprochen jedem gegenüber, der mit der Büchse im Freibergegebiet angetroffen wird. Die Wildhüter zahlen der Staat und der Kanton läßt alljährlich durch die Wildhüter 60—100 Gemsen abschleßen. Neuestens hat nun ein Konsortium von reichen Glarner Jägern der Regierung eine jährliche Entschädigung von 4000 Frank angeboten für das Recht, unter der Aufsicht der Wildhüter 50 bis 60 Gemsen im Jahr waidgerecht abschleßen zu dürfen. Aber in der Lokalpresse regt sich eine gewaltige Dpposition gegen eine derartige „Herrenjagd“, die Regierung muß die Sache vor die Landsgemeinde bringen und dort wird das Volk von den 4000 Frank wahrscheinlich nichts wissen wollen. —

Theater.

Kleines Theater: „Mutter Landstraße“. Schauspiel in drei Aufzügen von Wilhelm Schmidt-Vom. — Der junge Dichter ist den Lesern aus einigen ausgezeichnet anschaulichen, in der „Neuen Welt“ veröffentlichten Erzählungen und Skizzen bekannt. Wer auch nur seine Schilderung des Gesträubens auf dem Rheine gelesen, wird ihn nicht vergessen. Ob auch die Bühne, die so sehr des frischen Nachtwachens bedarf, Bedeutendes von diesem kraftvollen Talente erwarten darf, wird die Zukunft zeigen. „Mutter Landstraße“ ist ein erster tastender Versuch, der an sich noch nichts entscheidet. Man hat den Eindruck einer rasch zugreifenden Entschlossenheit, die den offenbar mit starker Empfindung erregten Konflikt bis zur äußersten Spitze fortreiben will; aber dem temperamentvollen Wollen gebriht

es einstweilen noch an der Beherrschung der so unendlich schwer zu meisternden dramatischen Form, so daß die Zuspitzung nicht als ein notwendiges Resultat der Charaktere, wie wir sie vor uns sehen, sondern mehr als von außen Hineingetragenes, als Konsequenzmacherei des Dichters erscheint. Als letztes Kapitel eines Romanes, der den vielfach verschlungenen seelischen Entwicklungen im einzelnen nachgeht, hätten die Szenen zwischen Vater und Sohn vielleicht tief und übergiegend wirken können, so aber, abgetrennt vom Kumpfe der Vergangenheit, verlieren sie den Schein des Lebens. Man versteht den Groll und die maßlose Härte des Alten nicht; die Gründe, die er selbst zur Motivierung anführt, hüpfen wie ein wesenloses Schattenspiel, ohne eine Nachempfindung in uns auszulösen, vorüber. Es fehlt die Ibsenkunst, die, eine Katastrophe dramatisch gestaltend, im Wilde des gegenwärtig sich Vollziehenden uns zugleich auch das Vergangene, aus dem es wurde und werden mußte, schauen und fühlen läßt.

Der erste Akt spielt auf der staubigen Landstraße, die an einem wohlhabenden oberbayerischen Gutshofe vorbeiführt. Ein Spielmann nimmt von seinen Wandergesellen Abschied und klopft an die Thür, um Sophie, die gern spendende, freundliche Nichte des alten Hofherrn, vorzubereiten auf die Fremden, die den Berg hinaufziehen. Regungslos starrt sie den Kommenden entgegen und stürzt dann in das Haus zurück. Eine armelig-dürftige Gruppe erscheint: Hans, der heintretende, verlorene Sohn mit einem Kinde auf dem Arm und hinter ihm erschöpft vom Gange seine junge Frau. Ihr ahnt Schlimmes vor der unglücklich verschlossenen Pforte, er aber liebevoll und zart wärmt ihr Herz mit seiner eignen frohen Hoffnung, daß sie hinter dieser Schwelle endlich das ersehnte neue Leben finden werden. Nichts deutet in den Reden auf Zweifel oder banges Schuldbewußtsein hin. Ganz unerwartet kommt so die große Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn am Abend in dem altmodischen, friedlichen Familienzimmer mit der niedrigen Kalkendecke und dem mächtigen, lustig prasselnden Ofen. Der Hofherr thut, als überhöre er den Gruß. Schwere Schritte, die Hände in den Taschen geht er auf und ab. „Rühr' mich nicht an.“ Sein Groll scheint wohl verletztes Bauern-Ergößel, ein Jörn, daß der Junge, der vor zehn Jahren so schmutz und zukunftsicher auszog, im Offizier zu werden, es in der Welt zu nichts, zu gar nichts hat bringen können. Das Elend des Sohnes empfindet er als Schimpf. „Deine Kleider da sind billig und abgetragen, der Schuh da ist zerissen. Und Dein Angezicht hat Vadennochen wie der Hunger. . . Will das dieser Sohn sein?“ Hans, tief und tiefer sich demütigend, nicht nur aus Not, sondern auch in dem Gefühl höchlich-ehrfürchtiger Liebe, beschwört ihn, wenigstens doch seine Rechtfertigung zu hören. Doch höhnisch verweist ihn der Vater an die leeren Wände. „Du bist ihnen nicht gleichgültiger, wie mir.“ Dann aber klingen tiefere Töne an, als zürne er noch mehr als dem Elende der Selbsthuld des Sohnes: Hans habe sich veründigt an Sophie, der er den Treuschwur gebrochen, an der Mutter, die aus Gram über den Ungeratenen starb, an ihm, dem vor der Zeit gebeugten Vater, an dem Mädchen, das er leichtsinnig, unsähig, sich auch nur selber zu erhalten, zu seiner Frau gemacht. Aber obenhin, wie alle diese Momente gestreift werden, bleibt es unklar, wie dieser Alte zu so sinnloser Starrheit sich verhärten konnte, daß er, als Richter seines eignen Fleisches und Blutes sich fühlend, den letzten Rettungsweg dem Sohn vertritt und ihn zu sicherem Verderben hinausstößt. Nicht eine Nacht soll ihn das Hans beherbergen. Umsonst alles Flehen, alle Erniedrigungen, umsonst, daß Hans sein Kind dem Alten entgegenhält. Ruhig verzehrt der im Angesicht der Hungernden und Erschöpften sein Abendbrot, als sähe und höre er nichts.

Noch weniger überzeugen die letzten Szenen in der Scheune, wo Hans mit den Seinen ein Obdach für die Nacht gesucht hat. Der Vater sucht sie auf, das Mitleid regt sich, er will die arme Frau und das Kleine bei sich aufnehmen, denn sie sind unschuldig, aber der Sohn soll fort. Die Fieberkranke jammert, lieber möchte sie sterben mit ihrem Manne, als daß er von ihr gehe. Der Alte bleibt starr. Hans, durch die höhnischen Drohungen des Vaters zur Wut gereizt, will sich mit der Peitsche auf ihn stürzen, aber zwingt dann die Erregung nieder. Da erscheint Sophie, den Verzweifelten zu trösten und ihn, den sie noch immer liebt, — als Schwester auf der einsamen Fahrt zu geleiten! Entsetzt bittet er sie, zu bleiben, und seiner Frau eine helfende Freundin zu sein. Draußen ertönt lodend das Lied des Spielmanns, der Auf der Mutter Landstraße, und Hans fühlt sich auf einmal frei und leicht. Der Vater, dem er zuletzt noch — warum, ist ziemlich räthselhaft — gestanden, daß er gestohlen und gefälscht hat, verlangt, daß er sich seinem Richter stelle, und ruft vergebens die Knechte herbei, daß sie den Verbrecher halten sollen. Hans zieht ins Weite, nach seiner wunderlichen Logik, vielleicht durch den Verzicht auf seine Frau und auch Sophie, gereinigt und geführt. Ihm ist „nach dieser Stunde so fromm und rein, wie einem Kinde, das gebetet hat“. Alles wirrt sich in diesem Schlusse hant durcheinander.

So vortrefflich die Aufführung war (Reinhardt gab den Alten, Winterste in den Sohn, Lucie Höflisch und Gertrud Choldt die beiden weiblichen Rollen), die der Dichtung fehlende Illusionskraft ließ sich auch durch die beste Darstellung nicht ersetzen. Der nicht laute Verfall hatte mit einer ziemlich energischen Opposition zu kämpfen. —

Kunst.

e. s. Ausstellung im Kupferstich-Kabinett. Zeichnungen von niederländischen Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts und von holländischen Meistern des 17. Jahrhunderts sind hier ausgestellt. Sie bilden den Inhalt der angekauften Sammlung A. von Beckerath's. Dieses kleine Zimmer — der Ausstellungsraum des Kupferstich-Kabinetts — birgt meist sehr feine Sachen. Immer ist es eine geschmackvoll geordnete Auswahl, die man hier zu sehen bekommt, und die Kenntnis, das Wissen dient nur dazu, dem künstlerischen Reichtum zu dienen.

Nichts erfreut und überrascht so sehr, wie das Betrachter, plötzlich unter geschichtlichen Wichtigkeiten den Lebensfaden zu verfolgen, der Entwicklung heißt. Und plötzlich sieht man Werke, die so sehr den Stempel der Notwendigkeit im Verlauf des Werden, Ganzes tragen, daß sie wie Krystallisationen eines ganzen Zeitempfindens erscheinen. Es sind die Stationen der Entwicklung. Aus tausend Versuchen ergeben sich nun, fertig wie Lieberasungen, die Resultate. Und wieder andre treten räthselhaft und beinahe ohne Zusammenhang auf. Eine unergründbare Kraft wird offenbar in einem Menschen. Jeder Strich ist ein Muß. Es ist an der Hand dieser Ausstellung möglich, drei Jahrhunderte schnell zu überschauen. Gerade die Zeichnung, diese schnelle, impulsiv-momentane Niederchrift des Künstlers, interessiert unsere Zeit ja besonders. So kann man sich vor diesen praktischen Beispielen allerlei Anmerkungen machen für unsere Zeit. Wir sehen, wie immer mehr der Kreis des Darstellbaren sich erweitert. Hier sind es nur Holland und die Niederlande. Aber die Entwicklungswege sind nicht so sehr zeitlich und örtlich beschränkt. Man spürt ordentlich den Drang, die Natur zu beherrschen und vor allem den Raum perspektivisch vertieft zu erfassen. Ehrliches Streben überall. Kein hohles, akademisches Dramatisieren. Dieses praktische Volk kann es nicht anders. Ich mache besonders aufmerksam auf die Zeichnungen von Buhteuweg (Soldatentypen), Cuypp (Landschaften), Konink, Adrian van de Velde (Tierstudien), Adrian van Ostade (Bauerntypen). Von allen giebt es hier Schönes und in echtem Sinne Vorbildliches zu sehen. Und am Ende dieser Entwicklung steht das geradezu unglaubliche Genie: Rembrandt. Es ist fabelhaft, wie er sich heraushebt. Eine märchenhafte Kraft beinahe. Man weiß nicht, wo sie herkommt. Sie steht allein da. Jeder Strich eine Meisterschaft. Und das höchste technische Können dient nur der innerlich wirkenden Seele, das sie offenbart. Das alles geht zusammen in beinahe unennbar schönem Reiz. Er ist wie ein Märchen unter uns. Er ist das Leben. Eine Offenbarung. Daß wir den haben, diesen Rembrandt, da können wir unbändig stolz darauf sein. Unbedingt und ohne jede Klausel! —

Humoristisches.

— Protektion. Student zu seiner Mutter: „Na, ich will mal sehen, was sich für Papa thun läßt. Mein Corpsbruder ist gestern Minister geworden.“ —

— Der Schenkweller: „So a Krieg is scho' recht! Do haben d' Leut wieder a Unterhaltung und Jan wüt so intressiert! Seit dö Kriegserklärung da is, paßt loa Mensch mehr auf mei schlechte Einschenkerei auf!“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

— Unter dem Gesamttitel „Die Dichtung“ giebt Paul Nemer im Verlage von Schuster u. Löffler (Berlin) Dichtermonographien heraus, die mit Kunstbeilagen und Buchstempel von dem Worpstädter Maler Vogeler ausgestattet sind; diese Monographien werden nur von schaffenden Dichtern, nicht von Litteraturhistorikern, geschrieben werden. Im Mai erscheinen die ersten vier Bände. Der Preis des gehefteten Exemplars ist auf 1,50 M., der des gebundenen auf 2,50 M. angesetzt. —

— Im Wiener Burgtheater wurde Gerhart Hauptmanns „Hose Berndt“ nach sechs ausverkauften Vorstellungen auf „höheren Wunsch“ und aus „stofflichen Gründen“ vom Repertoire abgesetzt. — Nach andern Mitteilungen hat das Stück überhaupt nichts „gemacht“. —

— In der Dresdener Altstadt wird im Frühjahr 1905 mit dem Bau eines neuen königlichen Schauspielhauses begonnen werden. —

— Die Architekturabteilung der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung soll erweitert werden. Die preussische Staatsbauverwaltung wird eine Ausstellung von Entwürfen in einem besonderen Saale veranstalten. An die Architekturabteilung soll sich, wie in den letzten Jahren, eine kleine Gruppe künstlerisch durchgebildeter Innenräume anschließen. —

e. Eine kostspielige Inszenierung. Aus London wird berichtet: Das Londoner Daly-Theater wird am 5. März mit einer neuen Posse mit Musik von James L. Tamer und Lionel Mondton, „Der Singhalese“ eröffnet. Die Vorbereitungen zur Inszenierung des Stückes dauerten viele Monate; man hat für die Aufführung nicht weniger als 280 000 M. ausgegeben. Die künstlichen Blumen, die für die Dekoration der ersten Scene gebraucht werden, kosten allein 10 000 M. —